

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 239.

Donnerstag, 12. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädels.

(16. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merl.

(Nachdruck verboten.)

„Noch bin ich nicht frei. Noch haben wir kein Recht, von der Zukunft zu träumen. Es war nur ein Lebewohl. Ganz leise, ganz scheu, wollen wir sagen: Auf Wiedersehen!“

Am Abend sollte Eschhofen, der nach Köln gereist war, zurückkehren. Grete brannte der Boden unter den Füßen. Sie hatte alles geordnet, um gleich nach der Ankunft ihres Mannes fortfahren zu können. Die Eltern erwarteten sie in Lörrwang, einem ganz weltfernen Dorf in den Vorbergen, und wie ein Paradies erschien ihr jene einsame Stille, in der sie untertauchen wollte, jene schlichte Rändlichkeit, in der sie die Erinnerungen ihrer ersten Jugend, ihrer Kindheit wiederfand. Aber Eschhofen kam nicht und auch der nächste Tag verging in ungeduldigem Hinbarren auf diese Aussprache, die sie sich zur Pflicht gemacht hatte.

Endlich traf in der Abendstunde ein Telegramm ein, das Grete, ärgerlich über eine Verzögerung, aber doch ohne Arg, öffnete, denn ihr Mann pflegte viel häufiger mit Depeschen als mit Briefen seine Mitteilung zu schicken.

Nun aber los sie mit erschrockenen Augen:

„Habe Sie zu benachrichtigen, daß Herr Eschhofen einen schweren Unfall hatte und bitte Sie, sofort zu kommen. Dr. Merans.“

Eine halbe Stunde später sah Grete im Zuge. Es war Nacht, als sie in Köln ankam. Der Arzt hatte ihr die Klinik angegeben. Eine Diakonissin huschte mit leisen Schritten heran und führte sie durch weite stille Gänge zu dem Krankenzimmer.

Sie mußte warten, bis der Arzt gerufen werden konnte, der sie mit ernster Miene, mit einem traurigen Achselzucken empfing.

Herr Eschhofen sei bei einem Bau, den er besichtigt hatte, von dem Gerüst gefallen und liege noch bewußtlos. Man konnte über die Art der Verletzung noch nichts Näheres sagen; äußerlich seien ja nur verschiedene Schürfwunden und Kontusionen zu bemerken, aber man habe den Patienten, da eine Gehirnerschütterung zu befürchten war, nicht aus der ruhigen Lage bringen dürfen.

Das Geheimnis, das über diesen verhängnisvollen Minuten lag, in der er den Halt verloren hatte, war jedenfalls nicht mehr zu lichten.

Der Arzt gab wieder Hoffnung, als Eschhofen am Morgen erwachte, bei klarer Besinnung war und keine Symptome sich einstellten, die auf eine schwere Gehirnerschütterung schließen ließen.

Aber das blasser Gesicht mit der Vinde über der verletzten Stirn hatte einen Ausdruck qualvoller Angst. „Ich kann mich nicht bewegen. Ich bin wie ein Molo!“ stieß er rau hervor.

„Es ist natürlich, daß man einen Sturz vom zweiten Stock auf das Straßenpflaster spürt, mein Herr!“ suchte der Arzt ihn zu trösten, aber Grete sah wohl, daß ihm der heitere Ton nicht von Herzen kam.

Als der Patient durch Nahrung gestärkt worden war, auch eine Stunde geschlummert hatte, fand die Untersuchung statt, zu der auf Gretes Wunsch der erste Chirurg in Köln zugezogen wurde.

Sie wartete im Nebenzimmer auf das Ergebnis, in jener schweren, dumpfen Gemütsverfassung, die in solcher von Karbol durchschwängerten Atmosphäre, in der Nähe von soviel Glend und Schmerzen, sich jedes mitfühlenden Menschen bemächtigt, als gäbe es nur Jammer und Trübsal auf der Welt, als wäre jeder Gedanke an Lebensfreude hier erloschen.

Dann hörte sie den traurigen Bescheid, der wie ein unerbittlicher Urteilspruch war, auch für sie:

Eine Verschiebung der Rückenwirbel, zugleich Quetschung des Rückenmarks. Keine unmittelbare Lebensgefahr, aber vollständige Lähmung der Beine; ein unheilbares Siechtum.

Am nächsten Tage kam der Arzt, bestürzt von der Nachricht, die ihm zugegangen war, in die Klinik. Grete sah ihn an mit einem langen, traurigen Blick.

Siehst du nun, daß wir nur geträumt haben vom Glück! schienen ihre ernsten Augen zu sagen.

Sie standen vor dem Lager des Gelähmten, sie zur Rechten, er zur Linken, und fühlten, daß sie an diesen Mann, von dem sie sich schon losgelöst geglaubt, angeschmiebet waren durch die unzerreißbaren Fesseln des Mitleids und der Pflicht.

So lange Grete in der Klinik weilte, war sie so eingeklinkt in Trauer, in Jammer um die armelige Menschheit, daß sie gar nicht den Mut hatte, über ihr eigenes Schicksal nachzugrübeln. Ihr schien es wie Glück, gesund und mit geraden Gliedern herumgehen zu können.

Noch hoffte Eschhofen auf Genesung, ließ alle Heilversuche, die man anstellte, über sich ergehen und wollte getröstet, beruhigt, unterhalten werden. Mächtig verlangte er voll Ungeduld nach Hause, in die Nähe seines Geschäfts, und da man ja eigentlich wußte, daß dem armen Mann nicht zu helfen war, erlaubten die Ärzte nach einigen Wochen den Transport nach Frankfurt.

Grete hatte durch Schmidt und Rüders das größte, an der Südseite liegende Zimmer. Das eine Veranda besaß, für ihren Mann einrichten lassen, damit er Luft und Sonne hatte und sich nicht beengt fühlte. Es war allerdings der Salon gewesen, und als Eschhofen diese Veränderung sah, war er außer sich und grölte und zankte tagelang. Er ahnte ja nicht, daß in diesem Raum sich sein ganzes weiteres Leben abspielen mußte. Als sich ihm allmählich die Erkenntnis aufdrängte, er würde nun so unbeweglich, auf fremde Hilfe angewiesen, liegen bleiben, kamen grauenhafte Wochen für Grete. Eschhofen hatte solche Wutanfälle, daß sie bei der geringsten Kleinigkeit, die ihn ärgerte, fürchten mußte, er würde sie mit den Händen, die er ja gebrauchen konnte, schlagen, wirren. Was in seiner Nähe war, schleuderte er, wenn ihn der Bort packte, an die Wand,

Rein Wärter wollte trotz guter Bezahlung die schlechte Behandlung ertragen; Grete mußte sich immer wieder nach einem neuen Pfleger umsehen. Es waren noch immer heiße, gewitterschwule Tage und manchmal rang sie in der Abendstunde, todmüde, in dumpfer Verzweiflung die Hände und dachte: „Wenn nur einer dieser Blie uns tre und dieser Qual ein Ende machte!“

Als die Luft kühler wurde, beruhigte sich die maßlose Ungeduld des Kranken. Eschhofen fing wieder an, sich um sein Geschäft zu kümmern. Er ließ die Angestellten kommen, um mit ihnen zu verhandeln. Grete hatte den Eindruck, daß sie alle mit Grauen auf den gelähmten Chef saßen, daß aber keiner wirkliche Anhänglichkeit besaß. Eschhofen hatte sich immer nur als strenger Herr gezeigt und gütiges Interesse überflüssig gefunden. Nun erntete er in seinem Unglück auch kein Mitgefühl, keine treue Ergebenheit.

Ein wundervoller blauer Herbsttag war's, an dem eine wichtige Besprechung mit dem Teilhaber stattfinden sollte.

Grete fühlte das schwere Klopfen ihres Herzens, als sie in ihrem Wohnzimmer den geliebten Mann erwartete, dem heute eine ernste Entscheidung vorgelegt werden mußte.

Bla von der Pflge, mit dunklen Schatten unter den Augen, stand sie am Fenster und schaute trostlos hinaus in die leuchtende Sonne, in der frohliche Menschen in Feiertagsstimmung vorübergingen.

„Was soll nun werden? Aus uns werden?“ Das war seine erste Frage, während seine Hand die ihre umklammerte.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Grete“, rief er leidenschaftlich, „haben Sie vergessen, daß Sie sich schon freigemacht hatten, daß Sie das Recht zu besitzen glaubten, diese unglückselige Ehe zu lösen!“

Die Tränen traten ihr in die Augen und mit verschleierte Stimme bat sie: „O. nicht daran erinnern! — Ich darf ja nicht mehr denken, daß ich mich schon freigefuhlt habe! Sie wissen ja selbst, Max, daß ich nicht mehr fort kann, nicht mehr fort darf! Sie selbst würden mich verachten, wenn ich den Hilfslosen im Stich ließe, den Besammernswerten! Noch bin ich seine Frau und muß ausharren. Ich kann doch nicht anders!“ schluchzte sie.

„Er hat Ihr Opfer nicht verdient, und Sie haben doch ein Recht an Ihr eigenes Leben!“ warf er ein mit zärtlichem Melen.

„Ich muß die Buße zahlen für die Schuld, die ich begangen habe“, sagte sie mit starren Augen, wie in einem Selbstgespräch. „Man soll nicht heiraten ohne Liebe. Ich durfte es nicht. Ich hätte auf die erste mahnende Regung lauschen, hätte mein eigenes Wesen besser verstehen müssen. Gedankenlos war ich, leichtsinnig und oberflächlich, als ich in einer momentanen Stimmung des Uberdrues, eigentlich aus künstlerischem Arger und törichter Enttäuschung, mein Jawort gab. Nun zeigt die Ehe mir ihren ganzen tiefen grausamen Ernst!“

Er nahm wieder ihre müde herabhängende Hand in die seine und blickte sie an mit so heißer, sehnstucktiger Liebe, daß sie sich ihm mit einem Aufstohnen an die Brust warf:

„Mach es mir nicht so schwer!“ rief sie leidenschaftlich. „Du fühlst ja doch selbst, daß wir nicht mehr an uns, an unser Glück denken dürfen, daß die Kette unzerrebar ist.“

Er hielt sie fest in den Armen und flüsterte leise an ihrem Ohr: „Weist du, Grete, wie es kommen wird, wenn du bleibst? Wenn wir uns auch tausendmal zuschworen, daß wir stark sein wollen, wenn wir auch glauben, wie hätten unser Herz in der Gewalt, — die Liebe siegt ja dennoch! Dann kommt der Tag, an dem wir uns schämen, diesen Augen dadrinnen auf dem Krankenlager zu begegnen, wo wir als Schuldige hier herumstreicheln und unsere Liebe wie eine dunkle Heimlichkeit verbergen möchten und doch nicht hindern, daß

die böſen Zungen sich das Märlein zususchnurten: von dem Kompanion und der Frau des gelähmten Mannes. . . Davor graut mir! Ich hätte denn Mut gehabt, ihm offen zu sagen: Ich liebe Ihre Frau und darum trennen sich unsere Wege. Aber diesen Unglücklichen betrügen, das mag ich nicht; will nicht vor ihm erröten und die Augen niederschlagen. Ich könnte es nie vergessen, daß ich ihm Dank schuldig war und käme, meinem ganzen Charakter nach über eine so falsche Situation nicht hinweg. Du auch nicht, Grete. Du kannst ja nicht lügen. So muß ich denn fort, wenn du bleibst. Weit fort. Weil ich kein Heiliger bin und dich namenlos lieb habe!“

Sie nickte traurig. „Fort, weit fort!“ wiederholte sie mit zitternden Lippen. Dann schellte der Kranke zornig und sie mußte sich schnell die Augen trocknen und in sein Zimmer eilen.

„Was ist denn mit Schmidt? Warum kommt er nicht? Warum steht ihr wie die Verschwörer beisammen?“ schrie er aufgebracht.

„Er ist ja da, Emil, rege dich nur nicht auf“, sagte sie sanft.

„Wie denken Sie sich die Zukunft unseres Geschafsts?“ rief er dem Kompanion entgegen. „Wenn ich — der Teufel soll's holen, nicht von der Stelle kann? Nun müssen eben Sie die ganze Arbeit auf sich nehmen. Ich habe mir gedacht: Wir wollen die Geldangelegenheiten und so weiter, alles, was ich bisher zu tun hatte, vorher miteinander besprechen; wenn Sie der führende Vertreter sind und meinen geschäftlichen Rat einholen, dann könnte es doch vielleicht gehen.“

Max Schmidt schwieg. Eine große Versuchung trat an ihn heran. Er fühlte Gretes Nähe; er sah ihr liebes, junges Gesicht, das sich mit einem Ausdruck heißer Spannung auf ihn richtete.

Alles, was er ersehnte, lag in diesem Augenblick in seiner Macht. Er konnte der Herr des Geschafsts werden, denn welchen Einfluß besaß denn noch der Gelähmte, der ganz auf ihn angewiesen war? Täglich durfte er mit Grete zusammen sein. Ihr Racheln würde ihn grüßen. Die Unabhängigkeit, die er begehrt hatte und die Frau, die er liebte, wurden sein, wenn er einwilligte; wenn er rücksichtslos nahm, was sich ihm bot.

Warum hast du gerade ein so zartes Gewissen? Warum machst du dir Skrupel, wo ein anderer freudig zugreifen würde! sagte er sich. Sei doch auch einmal ein Egoist.

Aber er begegnete den lauernden Augen Eschhofens und meinte, schon jetzt den Argwohn in ihnen zu lesen, eine mitrauische Eifersucht. Nun mußte er wieder, daß er es nicht ertragen könnte, sich diesem Mann gegenüber im Unrecht zu fühlen. Der Moment des Zögerns war vorüber.

„Herr Eschhofen“, sagte er, „ich bin Architekt, kein Geschäftsmann. Das haben Sie mir so oft versichert, daß ich's wohl glauben muß. Sie wissen auch, wie viele Bauten wir im Ausland auszuführen haben. Wie sollte ich also die Stellung übernehmen, die Sie mir einräumen möchten?“

Eschhofen richtete sich mit einem zornigen Ruck auf, soweit sein Körper gehorchte.

„Sie reden sich sehr leicht. Wie denken Sie sich die Sache, bitte, wenn Sie einfach wegreifen wollen.“

„Wir werden eben einen geschäftlichen Direktor anstellen müssen.“

„Der uns dann nach Noten betrügt. Nein, bester Herr Schmidt, das paßt mir nicht. Wissen Sie, was ich tun werde? Wenn Sie mich in dieser Weise im Stich lassen, dann verkaufe ich mein Geschäft an eine Aktiengesellschaft. Ob Sie gut abkneiden, wenn wir schon jetzt die Teilhaberschaft lösen, das weiß ich nicht. Aber Sie nehmen ja auch keine Rücksicht.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Verhandnis reicht oft weiter als der Verstand.

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

Londoner Klubleben während der Kriegszeit.

„Kein Engländer ist ohne Klub selig zu preisen“. Dieser Ausspruch eines alten Londoner Bekannten geht mir immer wieder durch den Sinn, wenn ich der zahlreichen großartigen Klubs der Siebenmillionenstadt gedenke, die während des Krieges ihre gastlichen Pforten schließen mußten. Man glaubt, die Grenze ist bereits erreicht, aber immer wieder hört man von einem neuen Fall. Die Gründe für diesen Rückgang des Londoner Klublebens können hier nur gestreift werden: infolge des Krieges hat die Mitgliederzahl ständig abgenommen — Kassaebbe und zuletzt bedeutend höhere Ausgaben als Einnahmen, Bankrott waren die natürliche Folge. Besonders seit Einführung der allgemeinen Dienstpflicht hat manch einem berühmten Londoner Bestend-Klub, der vor dem Kriege für unerschütterlich galt, das letzte Stündlein geschlagen. Und das wieder hat dem Behagen, dem Unabhängigkeitsgefühl, dem so dünkelfaften Selbstsicherheits- und Kriegssicherheitsbewußtsein zahlloser Londoner Junggesellen und Ehemänner einen weit ärgeren Streich gespielt als irgend etwas anderes. Die wichtigste verlorene Schlacht in Mesopotamien, Ägypten, sogar in Flandern kann lange nicht so schmerzhaft berühren wie das vorzeitige Ende aller Klubherrlichkeit. „Denn ein Londoner ohne Klub, sei es nun ein politischer, sportlicher, gesellschaftlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer, Spiel-, Renn-, Wett-, Alkohol- oder Antialkoholiker-Klub, ist kein rassenrechter Brite“, sagte mein Bekannter stets und streckte sich dabei voll Behagen gähnend in seinem prachtvoll geräumigen Lederstuhl, der ihn, wie er sich ebenfalls so klassisch ausdrückte, von der unangenehmen Außenwelt abschied. Hier umgeben von den Mauern, den Wällen seines Klubs, hoffte der vornehme Brite eben verschont zu bleiben vom Krieg und Kriegsgeheul, von dem Krieg, der ja in längstens vierzehn Tagen erlebigt sein sollte. Statt dessen stürzen jetzt die Wälle, einer nach dem andern . . .

Ich will hier nicht die vielen berühmten Klubs aufzählen, denen der Krieg das Lebenslicht ausgeblasen hat, sondern nur in knappem Umriß ein paar von denen schildern, die bisher noch den Krieg überdauern.

I.

Ein Gentlemen-Klub. Erstklassig politisch. Fast nur Adel, ältester britischer Adel. Alles tadellose Gentlemen. Sieben Uhr abends. Eine halbe Stunde vor dem Dinner. Alle Gentlemen in Erwartung. Tadelloser Evening Dress. Tadellose Hemdbrust mit Diamantenknöpfchen. Alles wohlgenährte Gestalten mit wohlgepflegtem Antlitz. Tiefe, weiche Teppiche, in denen man fast versinkt. Ein wohlgenährter Boy mit rosafarbenem Gesicht hat eine Silberplatte in der Hand, worauf Kartchen von Besuchern der Klubmitglieder liegen, und während er den ganzen Saal vom Eingang bis zur Ausgangstür durchstreift, ruft er unermüdlich die Namen der Mitglieder, die Besuch empfangen sollen: „Sir Ralph Patterson! Sir Ralph Patterson! Sir Ralph Patterson!“ „Sir Alfred Baker! Sir Alfred Baker! Sir Alfred Baker!“ . . . „Here“, antworten die beiden Genannten, aber Sir Ralph Patterson, ein rundliches Männlein, das an die achtzig sein muß und dem der Krieg den Rest gegeben hat, muß sich erst, ehe er dem Rufe zum Empfang des Besuchers folgt, unbedingt vergewissern, wie spät es ist; denn er hat seinen Gast im Verdacht, daß er zumindest eine Stunde nach der festgesetzten Zeit erschienen ist. Und das ist peinlich, denn das Dinner — In diesem erstklassigen Gentlemen-Klub kennen die meisten Mitglieder einander nicht, wollen einander nicht kennen, das wäre entschieden gegen die erwünschte Isolierung. Und Gentlemen, die einander nicht kennen, reden einander auch nicht an. Doch in seiner Not weicht Sir Ralph Patterson, der seine Uhr vergessen hat und in dem Prachtssaal keine erblickt, von diesem Ehrenlob ab und wendet sich schüchtern an den neben ihm in einem weiten Lederstuhl hingestreckten Sir Alfred Baker: „Sir, könnten Sie die Güte haben, mir die Zeit zu sagen?“ Entrüstet kehrt sich Sir Alfred Baker ab und ruft laut: „Walter“. Ein wohlgenährter Kellner mit rötlich glänzendem Antlitz erscheint. „Sagen Sie dem Herrn die Zeit!“ fordert der Bestrengte von dem Kellner. Und der Kellner, nicht Sir Alfred, gibt dem alten Herrn die Zeit an. Dieser aber lehnt sich ab und murmelt: „Lächerlich! Snobismus! Jetzt, im Kriege! Wo bleibt da alle Kameradschaft!“

Aber der vorbildliche Gentleman nimmt keine Notiz davon und liest unbeirrt die Abendzeitung weiter.

Mühsam steigt Sir Ralph die paar Stufen zum Lift hinunter, der ihn glatt und geräuschlos in die elegante, mit Marmor und mit Blumen und Blattpflanzen geschmückte Halle herabführt. Die Halle reißt ihn ganz aus der ruhestollen Stimmung. Denn herein dringt der Schwall von neuen zahlloser Zeitungsverkäufer, und alle, alle drehen sie sich um den verdamnten Krieg und die verdamnten Deutschen. Was nützt es auch, sich in den Gentlemen-Klub zu flüchten? Was hat man jetzt von dem Luxus der Räume und dem ausgezeichneten roast beef of Old England, das man nirgends so gut erhält wie hier, eins fehlt ja doch: die Ruhe zum Genießen. Alles ist ja jetzt auf den Kopf gestellt. Wenn wenigstens bessere Nachrichten kämen. Aber so langsam werden die Germans zurückgebrannt! mit einem Schlag müssen sie vernichtet werden . . .

Von diesen unerquicklichen Empfindungen gequält, geht Sir Ralph auf seinen Freund zu, der als Besucher auf einer Bank in der Halle Platz genommen hat. Es ist ein aus Flandern zurückgekehrter Offizier in Khaki, der ihm keine erfreulichen Nachrichten von seinen Verwandten an der Front zu bringen hat. Der Mann in Khaki ist von dem Anblick der Klubmitglieder nicht sehr erbaut. „Anstatt zu kämpfen, kummeln sie da umher“, meint er erregt. „Sie scheinen nur darauf bedacht zu sein, ihre Zeit angenehm totzuschlagen.“

Der durchdringende Klang des Gong schneidet die weiteren Betrachtungen des Mannes in Khaki ab. Denn nun erhebt sich Sir Ralph und gibt unwiderruflich das Zeichen zum Aufbruch in den Speisesaal.

II.

Ein Ladies-Klub. Ein Klub von Suffragetten! Hier wird weit erregter, weit wütender disputiert als in den Klubs des starken Geschlechts. Hier gehört es einfach zum „smart sein“, nach allen Regeln der Kunst zu schimpfen, um sich das Herz zu erleichtern. Aus diesen einst harmlosen Vereinigungen ist jetzt eine politische Rednertribüne für fanatische Amazonen geworden. Erbitterte Ausfälle, Widersprechen, Weisfalschreden durcheinander . . . Wir befinden uns im X. Ladies-Klub. Es ist fünf Uhr nachmittags. Grandioses Teelöffelgeklapper. Soeben haben drei Suffragetten mit verzerrten Zügen gesprochen. Die Begeisterung war riesengroß, denn sie forderten einhellig und mit Stimmengewalt sondersgleichen die Internierung sämtlicher noch in England lebenden deutschen Mädchen und Frauen, die doch samt und sonders Spioninnen seien. Endlich ist man nach diesen hochinteressanten Ausführungen bei einer Tasse Tee angelangt, als ein unerwartet peinlicher Zwischenfall eintritt, der in einem Ladies-Klub, wo man so viel auf guten Ton und angemessenes Benehmen hält, sich doch kaum ereignen dürfte, nicht einmal in der gereizten Stimmung der Kriegszeit. Miß Mabel C. hat aus heller Begeisterung ein volles Fläschchen Rum in ihre kleine Tasse Tee gegossen. Mrs. Maud C. entschlüpft es in diesem schicksalsschweren Augenblicke: „What a shame.“ Miß Mabel heischt gebieterisch Aufklärung. Mrs. Maud verweigert sie. Miß Mabel besteht zum zweiten und letzten Mal auf Aufklärung. Mrs. Maud erklärt, daß sie ihrer Enttuschung über den Gebrauch einer solchen Quantität Rum gebührenden Ausdruck geben wollte. Durch den überaus starken Alkoholverbrauch seit Kriegsbeginn — trotz aller einschränkenden Verbote — sei der X-Klub in Verruf geraten, und sie, Mrs. Maud, werde es doch als Suffragette nicht ruhig mitansehen, wie Miß Mabel zum Verruf des X-Klub beitrage — noch dazu in Kriegszeit! Was Miß Mabel erwidert, ist bei dem darauffolgenden Wortduell nicht mehr hörbar. Andere mischen sich jetzt ein, nehmen Partei für die eine oder die andere Seite und es entsteht im X-Klub eine unbeschreibliche Verwirrung. Nicht genug an diesem einen peinlichen Zwischenfall, hebt jetzt ein noch viel ärgerlicherer an, denn viele Damen erblicken in ihm eine Beschränkung der persönlichen Freiheit. Was eigentlich geschehen ist, läßt sich nicht ganz genau feststellen. Im Grunde genommen handelt es sich darum, daß Miß Mabel, kaum nachdem sie sich beruhigt hatte, auf einmal laut ruft: „Heavens! Mrs. Maud trägt jetzt einen Hut, jetzt im Kriege, der zumindest zehn Pfund kostet!“, worauf Mrs. Maud voll Stolz erklärt: „Bisher bin ich stets die Smarteste hier im X-Klub gewesen, und ich bleibe auch dabei, Krieg oder kein Krieg.“ Andere Damen mischen sich drein, deren Eitelkeit aufs tiefste, aufs empfindlichste ver-

Ietzt scheint. . . Mrs. Maud läßt sich nicht einschüchtern, sondern schreit: „Nbrigens, was nehmen Sie sich da gegen mich heraus? Das ist eine Infamie! Ich kann tragen, was ich will. Wenn Sie nicht das Geld haben —! Ich bin eine freie English woman. Sie aber sind eine Beccatrice an unserer guten Sache. Sie wollen den preussischen Militarismus in unseren Damenklub einbürgern. Horribel! Ich werde Ihren Ausschluß beim Präsidium beantragen. Und wenn mir nicht mein gutes Recht zuteil wird, so trete ich aus und begründe einen neuen Frauenklub zur Bekämpfung des preussischen Militarismus innerhalb der britischen Damen-Klubs.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine Robinsonade auf der Elefanteninsel. Zu diesem Artikel in unserer Romanbeilage vom vergangenen Donnerstag schreibt uns ein Leser unseres Blattes folgende interessante Ausführung: „Zu Ihrem Schreiben „Robinsonade auf der Elefanteninsel“ will ich ein paar Worte bemerken. Im Oktober 1914 kam Chadleton mit seinem Polarschiff nach Buenos Aires, von wo er die Reise nach dem Südpol antreten sollte. Am Morgen, bevor der Dampfer abfuhr, hatten sich viele Menschen am Kai in Buenos Aires versammelt, die der Ausfahrt beizuwohnen wollten. Eine Musikkapelle und Abschiednehmen von Bekannten. Die kleine Sirene auf dem Polarschiff heulte — und mit ihr stimmten sämtliche Polarchunde an Bord ein schreckliches Geheule an. Im Hafen lag eine Unmenge Dampfer, und von all diesen hieß es sich nach der Reihe nacheinander verabschieden. Zunächst ließ der große italienische Dampfer „Masalta“ seine volltönende Sirene dreimal erklingen, und das kleine Schiff antwortete dreimal zum Dank, und dann all die anderen — viele, viele Dampfer, ganz ordnungsgemäß nach der Größe, alle ließen dreimal ihre Sirene erklingen und immer kam die Antwort vom Polarschiff. Da lag die „Eleonore Wörmann“, die kurz vorher von Afrika gekommen war, ein deutscher Dampfer. Die grüßte nicht, und keiner von den anderen deutschen Dampfern grüßte, denn Chadleton fuhr ja unter englischer Flagge. Es war ein komischer Anblick — ein Stüdchen Krieg für uns so weit ab von der Heimat. Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Auf den Hilferuf Chadletons hat Uruguay diesmal einen Dampfer mit Bewehrung — zum Teil englische — zu Hilfe geschickt. Bei einer vorherigen Expedition hatte Argentinien dem armen Verschollenen Hilfe geschickt. Ob Chadleton wohl bis zum Kriegsschluß in Südamerika bleibt — oder ob er es riskiert, auf einem englischen Dampfer die Reise nach Europa anzutreten?“

G. F.

Englische Drückberger-Verfahren. Bekanntlich wurde vor kurzem in England von der Regierung eine regelrecht organisierte Jagd nach den Drückbergern veranstaltet, deren Zahl eine Million übersteigen soll. Doch die bisherigen Ergebnisse dieses sonderbaren Jagdports waren trotz der Menge des Wildes so mäßig, daß man schon nach wenigen Tagen wieder zu Beratungen zusammentrat, um sich über eine neue und mehr Erfolg versprechende Jagdtechnik zu einigen. Wie den Ausführungen der Londoner Presse zu entnehmen ist, schritten die bisherigen Bemühungen hauptsächlich daran, daß die Jagd zu offiziell geführt wurde, d. h. von Polizei- und Militärbeamten in Uniform. Darum trat ein, was jeder Kenner der Verhältnisse leicht hätte erwarten können: die Drückberger machten ihrem Namen Ehre, indem sie sich zu jeder Zeit und allwärts „drückten“, sowie auch nur in weiter Ferne eine der bedrohlichen Uniformen zu erblicken war. Wenn nun die uniformierten Jäger auf dem von ihnen außerordentlichen Schauplatz erschienen, gingen sie zwar in ihrem Kampfeifer sehr offensiv vor und schleppten ganze Bündel jammernder und fluchender Zivilisten am Kragen zu den Polizeireviere und Rekrutierungsämtern, wo sich aber fast alle unglücklichen Opfer bei näherer Prüfung als berechtigte Zivilisten, nämlich als wirklich „untauglich“ erwiesen. Darum wird nunmehr die Taktik wesentlich geändert werden. Die Zivilbeamten der Polizei, also sämtliche Londoner Detektivs, werden auf die Jagd der Drückberger gesetzt, die auf diese Weise wohl eher einzufangen sein werden, da sie sich ja doch nicht vor jedem einzelnen harmlos aussehenden Zivilisten fürchten können. Außerdem ist man darauf gekommen, daß

es durchaus nicht richtig war, gerade die Theater, Varietés, Restaurants und andere öffentliche Lokale als günstige Jagdreviere zu betrachten, da die Drückberger natürlich schlaugen genug sind, etwas weniger auffallende Örtlichkeiten zu bevorzugen. Darum wird man abgelegeneren Gegenden, idyllische Parkstellen und andere stille Orte durchstöbern, um der dem Waffenlärm so besonders abholden Briten habhaft zu werden. Jedenfalls wird der britische Patriotismus auf höchst merkwürdige Weise charakterisiert, wenn man wie bei Verbrechern alle zur Verfügung stehenden Defektivs und alle polizeilichen Tricks aufwenden muß, um die Bürger zur Verteidigung ihres eigenen Vaterlandes zu bewegen.“

Der Organisationsmangel in der französischen Munitionsindustrie. Der in Frankreich nach wie vor äußerst fühlbare Mangel an ernstlich wirksamer Organisation wird durch das folgende vom „L'Œuvre“ mitgeteilte „Geschichtchen aus den Geheimnissen der französischen Munitionsindustrie“ scharf beleuchtet. „In einer unserer größten und berühmtesten Munitionswerkstätten“, so erzählt das Blatt, „wurde etwas festgestellt, was kein vernünftiger Mensch glauben würde, wenn wir es nicht selbst Schwarz auf Weiß gelesen hätten. Es handelt sich um nichts Geringeres als eine von der Regierung an die Munitionsarbeiter gerichtete Aufforderung, an zwei Tagen „blau zu machen“, wie es in der Sprache der Arbeiter heißt. Eine Rundmachung in allen Räumen der Fabriken gab nämlich bekannt, daß die Arbeit während der folgenden zwei Tage unterbleiben mußte, „damit inzwischener Vorrat an Granaten vermindert werde, da man vorläufig nicht genügend Raum habe, um die neu zu fabrizierenden Granaten unterzubringen.“ Während die Leute an der Front vom höchsten kommandierenden Offizier bis zum einfachen Poilu, ununterbrochen den Schrei nach mehr Munition ertönen lassen, erklärt Frankreichs bedeutendste Munitionsfabrik für ihren eigenen Bedarf für 48 Stunden sozusagen den Separatfrieden, und gewaltige Summen an Zeit, Geld sowie ein nicht zu unterschätzender Teil von Schlagkraft an der Front werden leichtsinnig vergeudet, weil man nicht daran dachte, genügend Schuppen zur Unterbringung der Granaten zu errichten, oder weil die Eisenbahnwagen aus Mangel an Lokomotiven in den Remisen verstauben, statt das kostbare Material mit größtmöglicher Eile ins Frontgebiet zu befördern. Und dies ist nach mehr als zweijähriger Kriegsdauer möglich! Wenn der Krieg so lange dauern sollte, bis in Frankreich die entsprechende Organisation tatsächlich und restlos eingeführt ist, würde er nicht geringe Ähnlichkeit mit dem Dreißigjährigen Kriege haben müssen!“

Konstantin Milles Geldtasche. Die Bukarester Polizei hat sich, nach einer Meldung des in Sofia erscheinenden „Alto“, veranlaßt gesehen, Herrn Konstantin Milles, den Chefredakteur des „Abecul“, der sein Blatt ganz ausschließlich in den Dienst der Kriegsbeher gestellt hatte, auszuweisen und in der aus den Türkenkriegen bekannten Donau-Festung Braila internieren lassen. Bei dieser Gelegenheit gewinnt die folgende uns mitgeteilte Episode ein besonderes Interesse: „Es war im Jahre 1915, als ein Deutscher, der in geschäftlichen Angelegenheiten sich in Bukarest aufhielt, vor der Tür seines Hotels eine Brieftasche fand, die recht wohl gefüllt zu sein schien. In der Annahme, ein Gast des Hotels habe sie verloren, gab er sie dort bei der Direktion ab. Während er noch im Torweg stand, stürzte sehr erregt ein Herr an ihm vorbei und redete mit allen Anzeichen großer Sorge auf den Portier ein. Es war — Herr Milles, der Verlierer der Brieftasche, als deren rechtmäßiger Eigentümer er sich einwandfrei ausweisen konnte. Sie enthielt eine besonders in Kriegzeiten recht erhebliche Summe von 70 000 Rubel! Es ist wohl nicht schwer zu erraten, woher in Zeiten finanzieller Drangnis dieser Geldstrom dem ententfreundlichen Pressevertreter einer bestochenen Presse zufließt. Tatsächlich war wenige Stunden vorher in demselben Hotel ein Herr aus Petersburg eingetroffen, der kurz nach seiner Ankunft den Besuch Konstantin Milles empfing. Rußland und Frankreich haben sich die Liebe des verblenden Rumänen nicht wenig kosten lassen. Ist doch bekannt geworden, daß allein in den letzten Wochen vor Beginn des Weltkrieges Herr Blondel, der französische Gesandte am Bukarester Hof, für Beeinflussung der rumänischen Presse im Sinne der Entente 2 Millionen Franken verausgabt hat! Die jetzt erfolgte Ausweisung Milles aus Bukarest läßt darauf schließen, daß seine Geheimnisse sogar der Regierung des Landes allmählich zu viel wurden.“